

Die im Dunkeln...

... sieht man nicht, dichtete Bert Brecht. Wer auf die Schattenseite der Gesellschaft gerät, hat wenig Chancen auf einen Wiederaufstieg. Das gilt besonders für die Tunnelmenschen, die unter den Kasinos von Las Vegas leben. Für sie dreht sich das Glücksrad nicht mehr



Las Vegas, eine der hellsten Städte der Welt. Das Elend haust unter dem Asphalt



Phil sieht für sich kein Licht am Ende des Tunnels: Er lebt seit zwei Jahren im Untergrund von Las Vegas

Jake wandert den neonbunten Las Vegas Boulevard hinunter, vorbei am künstlichen See des Bellagio-Hotels, in dem über 1000 Springbrunnen das Wasser 75 Meter in den Himmel spritzen. Touristen stehen mit verträumten Augen vor dem Spektakel. 39 Millionen Neugierige besuchen die größte Stadt des US-Bundesstaats Nevada jedes Jahr. Die warme Luft ist elektrisiert von der Stimmung auf dem Strip, wie die ewig pulsierende Hauptschlagader von Las Vegas genannt wird. 24 Stunden am Tag sind die Kasinos geöffnet, scheinen sieben Tage die Woche Hauptgewinner zu produzieren.

Hier lebt Jake, mitten im glitzernden Mekka der Vergnügungssüchtigen, wo milliardenschwere Zocker, die High-Roller, mit dem Privatjet des Hotels eingeflogen werden. Der australische Me-

dienunternehmer Kerry Packer soll mit seiner Risikofreude so manches Kasino nervös gemacht haben. Im Caesars Palace spielte er sechs Partien Black Jack gleichzeitig, setzte auf jede Partie 25 000 Dollar. Einige Stunden später hatte er über eine Million Dollar gewonnen. Als er den Tisch verließ, steckte er dem Kartengeber sieben der 25 000-Dollar-Chips – insgesamt etwa 130 000 Euro – als Trinkgeld zu.

Doch auf dem großen Karussell der Wirtschaft ist längst nicht Platz für alle. Für manche dreht es sich zu schnell, sie schaffen es nicht mehr, sich festzuhalten, fallen herunter. 2009 wurden über eine Million amerikanische Häuser zwangsversteigert, im Vergleich zum Jahr 2005 ein Anstieg von über 2100 Prozent. Die Immobilienblase war geplatzt, löste

Chaos auf den Finanzmärkten aus und gipfelte in der globalen Wirtschaftskrise. Das Karussell zerbrach beinahe, warf auch Leute ab, die eigentlich fest im Sattel saßen: Innerhalb von zwei Jahren verdoppelte sich die US-Arbeitslosenquote, 2010 waren fast ein Zehntel aller Amerikaner ohne Job.

Jake ist einer davon. An einer riesigen, verlassenen Baustelle bleibt der 33-Jährige stehen. Das Fontainebleu sollte der größte Kasinokomplex in Las Vegas werden. Inzwischen beginnt das glasverkleidete Stahlskelett zu rosten, denn die Bauherren wurden ebenfalls vom Karussell geworfen, haben 2,2 Milliarden Euro in den Wüstensand gesetzt. Jake kennt solche Geschichten gut, er baute selbst Hochhäuser. Als die Wirtschaftskrise beginnt,

bekommt sein Boss keine Aufträge mehr, Jake verliert seinen Job.

Heute lebt er nicht im schicken Resort am Strip, sondern darunter. Jake ist seit drei Jahren Teil einer Parallelgesellschaft, die außerhalb des Blickfelds existiert: Unter der Hauptstadt des Glücks leben hunderte Menschen in einem Tunnelsystem, das Las Vegas vor Überschwemmungen schützen soll. Das Netz aus fast 450 Kilometern unterirdischen Kanälen ist ein Sammelbecken der gescheiterten Existenzen.

Am Eingang des feuchten Tunnels steigt Jake über einen kniehohen Wall aus Geröll, den er mit seinen Freunden aufgeschichtet hat. Er soll bei Regen das erste Wasser abhalten. „Wenn du es von dort kommen siehst, ist es sonst schon zu spät“, sagt Jake und zeigt mit dem

ZAHLEN

906

gemeinnützige Tafeln gibt es in Deutschland, sie versorgen regelmäßig über 1,5 Millionen Bedürftige. Etwa ein Drittel sind Kinder und Jugendliche.

13 000

Personen bitten jede Woche bei den Schweizer Organisationen „Tischlein deck dich“ und „Tables du Rhone“ um Lebensmittel.

3,14 Millionen

Menschen waren im Januar 2013 in Deutschland arbeitslos. In der Schweiz liegt die Quote bei durchschnittlich 3,4 Prozent.

580 000

Personen in der Schweiz sind arm. Weitere 400 000 sind armutsgefährdet. Das sind knapp zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung.

248 000

Menschen sind nach Schätzungen in Deutschland obdachlos, 106 000 Menschen sind von Wohnungslosigkeit bedroht. Jeder Vierte ist unter 28 Jahre alt.

5 134 000

Millionäre gibt es in den USA, gefolgt von Japan (1 587 000) und China (1 432 000).

836 000

Millionäre leben in Deutschland (etwa ein Prozent der Bevölkerung), 252 000 Menschen in der Schweiz sind Dollar-Millionäre.- bei 7,73 Millionen Einwohnern.

► Schein seiner Taschenlampe zur Öffnung des Schachts. Die Region hat nur etwa 17 Niederschlagstage im Jahr, doch wenn es regnet oder im Frühjahr der Schnee in den nahen Bergen schmilzt, versickert nichts im hartgebackenen Wüstenboden Nevadas. Die mannshohen Tunnel leiten die Wassermassen dann unter der Stadt hindurch in den nahegelegenen Stausee des Hoover-Damms. Jakes Freundin Ned erzählt, die erste Flut habe sie völlig überrascht, das Wasser sei sofort einen halben Meter hoch durch den Schacht geschossen. Ein angenehmes Sommergewitter fordert hier unten Menschenleben.

Oben ist das Glück käuflich – auch für Spieler, die keine Millionäre sind. Tausende „slot machines“, Spielautomaten, stehen in den Casinos. Es blinkt und fiept und dreht sich, man muss nur im richtigen Moment die richtige Taste drücken. Mit vollen Taschen und gierigen Augen hockt ein junger Mann aus Los Angeles davor, wirft immer wieder Münzen nach. Dann ertönt eine Melodie, die auch die ständig durch die Säle wandernden Cocktail-Bedienungen nur sehr selten hören: Jackpot. Der 25-Jährige bricht alle Rekorde, gewinnt auf einen Schlag umgerechnet 30 Millionen Euro.

SILBERSCHÜRFEN IM AUTOMATEN

Auch Steven und Kathryn ziehen nachts von Spielautomat zu Spielautomat. Auch sie sind vom Karussell gefallen. In den Casinos suchen sie nach Geld, das Betrunkene in den Automaten vergessen haben – im vergnügungssüchtigen Las Vegas keine Seltenheit. Steven und Kathryn sichern dieses „Silberschürfen“, wie sie es nennen, die Existenz. Steven arbeitete früher am Empfang eines Hotels. Doch er konnte den Verlockungen von „Sin City“ (Sünden-Stadt) nicht widerstehen, das Heroin kostete ihn den Job. Bald konnte er die Miete nicht mehr zahlen, schließlich zog auch er in die nasse Unterwelt von Las Vegas.

Er lebt bereits ein Jahr im Tunnel, als er dort unten Kathryn kennenlernt. Steven sagt, er sei nicht mehr abhängig, seine inzwischen Verlobte hätte ihn sonst verlassen. Aus den Tunneln heraus schaffen sie es dennoch nicht, stattdessen haben sie sich eingerichtet. Um ihr Camp zu erreichen, laufen sie eine halbe Stunde in die Dunkelheit, von der Decke hängen die Spinnweben der giftigen Schwarzen Witwe. Auf etwa 35 Quadratmetern – direkt unterhalb des Tropicana-Kasinos –

stehen eine aus einem Wasserspender gebastelte Dusche, ein Bücherregal, eine Küchenecke und ein Doppelbett, gefunden vor einem Appartementkomplex. „Wir holen solche Sachen meistens nachts hier runter, weil wir uns schämen“, sagt Steven. Um ihre Möbel vor dem Wasser zu schützen, stellen sie alles auf Gitterboxen. Bei Kleidung und Körperpflege achten sie auf ein ordentliches Erscheinungsbild, der Einlass in die Säle voll Einarmiger Banditen bliebe ihnen sonst verwehrt. Auf Kleiderbügel hängen daher ordentlich aufgereiht saubere Hemden und Jeans aus Second-Hand-Läden.

Im Penn & Teller Theatre sitzen 6865 Menschen um grüne Tische, ohne auch nur die kleinste Regung halten sie zwei Spielkarten in den Händen. Jeder von ihnen hat 10 000 Dollar gezahlt, um dabei sein zu dürfen – bei der zehn Tage dauernden World Series of Poker, deren Gewinner sich Weltmeister nennen darf. 2011 gelang das dem 22-jährigen deutschen Studenten Pius Heinz.



Sally hat mehr Gewinne in ihren Händen gehalten als die meisten Menschen, die nach Las Vegas kommen. Sie trägt eine adrette Uniform und sitzt in einem Glaskasten, durch das kleine Fenster schiebt ein Roulette-Spieler seinen Stapel aus Chips. Mit routiniertem Blick zählt sie die bunten Scheiben und reicht ein Bündel Dollarnoten nach draußen. 21 Jahre lang tauscht sie Chips gegen Cash und umgekehrt, immer gut sichtbar für die Kamera an der Decke. Als das Frontier-Hotel 2007 schließt, verliert sie



Amy, 33, in ihrem Reich. Hier verbrachte sie sogar ihre Hochzeitsnacht

Fotos: Austin Hargrave

»130 000 Dollar Trinkgeld – und unten haben sie zwei Dollar pro Tag«

beiden aus Kuba, suchten den amerikanischen Traum. „Den haben aber viele inzwischen verloren, nicht nur wir“, sagt Diego, nachdem er sich mit einer Wanne voll Tunnelwasser übergossen hat, um Staub und Schweiß abzuwaschen. Die Hitze in der Stadt steigt im Sommer auf über 40 Grad, in den Tunneln herrschen dann wesentlich angenehmere Temperaturen. Doch es ist überall nass und dunkel, Krankheiten breiten sich im feuchten Schmutz schnell aus.

Matthew O’Brien engagiert sich seit Jahren für die Obdachlosen unter der Stadt: Er gründete das spendenfinanzierte Projekt „Shine a light“, welches die Männer und Frauen in den Schächten mit Nahrung oder Decken versorgt. Inzwischen kooperiert er dabei mit der Hilfsorganisation „HELP of Southern Nevada“ und versucht, die Tunnelmenschen zurück in ein geregeltes Leben zu führen. „Viele der Leute dort unten sind organisiert, sie sind sehr gut geworden im obdachlos sein“, sagt Rich Penska von HELP. Viele der schätzungsweise 1000 Tunnelmenschen wissen nicht, wo oder wie sie um Hilfe bitten könnten.

Daher gehen er und seine Leute in die Tunnel und klären auf.

Eine große harmonische Kommune existiert im Untergrund nicht. Jake und Ned fürchten sich vor den anderen, oft drogenabhängigen Bewohnern. Nie wissen die Tunnelmenschen, was von den Habseligkeiten noch da ist, wenn sie zurück in ihr Camp kommen. Oder ob sie im Schlaf überfallen werden. Denn abschließen kann hier unten keiner.

Glück sieht anders aus. ■



Unser Autor Tobias Meyer, 31, freier Journalist aus Zirndorf, arbeitet für Print- und Onlinemedien. Als Reporter erzählt er, wie Menschen mit ihren Geschichten Kultur und Gesellschaft beeinflussen

Warum es in Deutschland keine Tunnelmenschen gibt, lesen Sie auf www.stadtgottes.de